

Die Spaniolen von Saloniki – Ein Kapitel der Shoa

Prof. Dr. Georg Bossong (Universität München)

[(74): Vortrag, gehalten vor der Österreichisch-Israelischen Gesellschaft Innsbruck, Auszug abgedruckt in: *Die Gemeinde (offizielles Organ der Israelitischen Kultusgemeinde Wien)* 378 (16. 7. 1989), 22–25]

Saloniki, September 1982. Mitten im Häusermeer der pulsierenden Metropole, eingeklemmt zwischen zwei Tag und Nacht dröhnende Hauptverkehrsadern, ein vielstöckiges Wohngebäude, das sich äußerlich in nichts von seiner Umgebung abhebt. Allenfalls durch seine Stille: kaum sieht man jemanden ein- und ausgehen. Keine Kinder. In diesem Haus verbringen achtzehn alte Menschen ihren Lebensabend, zwölf Frauen und sechs Männer. Ich trete ein. Nach der jungen Reinemachefrau, die nur Griechisch versteht und die mir die Tür geöffnet hat, nehme ich den Direktor wahr, vielleicht Ende fünfzig, im Gespräch mit einem der Heimbewohner. Beide sprechen Spaniolisch, jenes melodische, weiche Spanisch, das fast wie Portugiesisch klingt und so weit entfernt ist von den herben, herrischen Klängen des kastilischen Idioms von heute: Judenspanisch.

Das Gebäude ist ein jüdisches Altersheim. In der Millionenstadt Saloniki ist es der einzige Ort, an dem diese Sprache noch wirklich lebt, an dem heute noch eine größere Gruppe von Menschen sie ganz selbstverständlich im tagtäglichen Miteinander verwendet. Im Meer des Griechentums ist diese eine Insel noch erhalten.

Diese Menschen sind alt. Die Zeit ist abzusehen, da auch hier die fernen spanischen Wurzeln nur noch Erinnerung sein werden, nicht mehr lebendige Realität. Vielleicht noch ehe sich der Tag der Vertreibung der Juden aus ihrem irdischen Paradies zum 500. Male jährt.

*

Dieses irdische Paradies hieß Spanien. Kaum je in seinem tausendfältigen Exil konnte dieses Volk so tiefe Wurzeln schlagen und sich so breit entfalten, kaum je ist ihm auf seiner jahrtausendelangen Wanderschaft eine solche Atempause gegönnt worden wie im mittelalterlichen Spanien. Auf spanischem Boden erlebten hebräische Literatur und Philosophie ihre schönsten Blüten in nachbiblischer Zeit; Juden waren die privilegierten und angesehenen Vermittler islamischen Kulturgutes an das Abendland. Gewiß: auch in Spanien gab es Momente der Verfolgung, oft unter christlichen, manchmal auch unter muslimischen Vorzeichen. Doch waren solche Vorkommnisse hier eher episodisch als

anderswo; wenn irgendeine Weltgegend den Juden etwas von dem hat bedeuten können, was andere Völker wie selbstverständlich als "Heimat" in Anspruch nehmen, dann waren es die maurischen und manchmal auch die christlichen Reiche der iberischen Halbinsel.

Die Katholischen Könige haben nicht nur Kastilien und Aragón vereinigt, sie haben auch dem Leitprinzip des Totalitarismus zum Durchbruch verholfen: ein Reich, ein Volk, ein Glaube. Hauptziel der von ihnen eingesetzten Inquisition war die Entlarvung der falschen Christen, der nur zum Schein konvertierten Juden nämlich, die der Pöbel, und nicht nur er, *marranos* nannte. Das heißt Schweine. Judenschweine.

1492 war es dann so weit. Nach dem siegreichen Feldzug gegen das Königreich von Granada, dem letzten Brückenkopf des Islam diesseits der Meerenge von Gibraltar, wurde es Zeit für die Säuberung des spanischen Bodens von "Fremdelementen": Juden raus! Die etwa gleichzeitigen Berichte und Pläne eines gewissen Columbus interessierten bei Hofe kaum; man hatte wichtigere Sorgen: die Reinheit des Glaubens und die Reinheit des Blutes. Mit dem Edikt von der soeben auch mit jüdischer Hilfe frisch eroberten Alhambra ging im Jahre 1492 die über tausendjährige Geschichte der Juden in Spanien zu Ende. Immerhin: es war kein Holocaust. Man nahm ihnen zwar die Heimat und allen Besitz, aber man ließ sie am Leben, im großen und ganzen zumindest. Man gewährte ihnen sogar großmütig drei Monate, in denen sie versuchen durften, sich vom Landesinnern irgendwie zu den rettenden Schiffen durchzuschlagen, deren oft skrupellose Kapitäne sie in eine ungewisse Zukunft bringen sollten. Boat people des 15. Jahrhunderts, die ihr Schicksal nicht freiwillig dem Meer anvertraut haben.

Sultan Bajazet II., Herr über das siegreich expandierende osmanische Imperium, war entzückt über den freiwilligen Aderlaß seines Hauptgegners. Er nahm die Juden mit offenen Armen auf. Die Stadt Saloniki war erst kurz zuvor erobert und von den türkischen Truppen nahezu menscheer zurückgelassen worden. Ein neuer Hafen tat sich für die Verfolgten auf; eine Familie zog die andere nach sich. Saloniki wurde wieder aufgebaut und entwickelte sich zu einer blühenden Metropole – einer spanischsprachigen Metropole im Orient, das Jerusalem des Balkans.

Bis in unser Jahrhundert hinein bildeten die Juden die absolute Mehrheit der Bevölkerung. Die wichtigste Umgangs-, Verwaltungs- und Geschäftssprache in der Stadt war das Spaniolische, jenes noch halb mittelalterliche, halb schon an der Schwelle zur Neuzeit stehende Spanisch, das die Juden 1492 mitgenommen und seither

treulich bewahrt haben; ebenso bewahrt wie die Schlüssel ihrer Häuser in Spanien, irgendwo in Toledo oder in Murcia, in Zaragoza oder in Sevilla, jene uralten rostigen Schlüssel, die in vielen Familien bis in unsere Zeit von Generation zu Generation weitergegeben wurden als konkrete Symbole einer Hoffnung auf Heimkehr (einer Hoffnung freilich, die schon früh aufgehört hatte, mehr als bloßes Prinzip zu sein). Diese Sprache ist ein lebendiges Museum, ein Quell des Entzückens für den Sprachhistoriker, ein Schlüssel auch sie, der zu einer in Spanien selbst längst verklungenen Vergangenheit unmittelbar den Zugang eröffnet.

Natürlich gab es auch in diesem neu gefundenen, aus eigener Kraft neu aufgebauten irdischen Paradies schwierige Zeiten. Einen tiefen Einschnitt markiert der Sommer 1917, als ein tagelang wütender Brand die gesamte, fast ausschließlich von Juden bewohnte Innenstadt in Schutt und Asche legte (Manche vermuten eine Mitschuld der französischen Besatzungsmacht, die – Ironie der Geschichte – die Juden der Kollaboration mit dem deutschen Gegner verdächtigten!). Nach dieser massiven Zerstörung setzte eine Auswanderungswelle ein, die den jüdischen Bevölkerungsanteil zwar nicht unbeträchtlich minderte, die Struktur der jüdischen Gemeinschaft jedoch nicht im Kern treffen konnte. Die Gemeinde bildete eine weitgehend autonome Einheit, mit eigenen, demokratisch gewählten Verwaltungsorganen und einer eigenen Gerichtsbarkeit. Spaniolisch, in hebräischer Kursivschrift geschrieben, war die Sprache selbst der Buchführung und der Handelskorrespondenz. Alle Geschäfte, auch die christlichen und muslimischen, waren samstags geschlossen. Die Juden in Saloniki waren kosmopolitisch eingestellt. Wichtigste Kultur- und Bildungssprache war das Französische. Erst Ende der 20er Jahre machte die mittlerweile griechische Regierung den Besuch einer griechischen Grundschule obligatorisch, und erst mit dieser Maßnahme beginnt das Griechische langsam vorzudringen, vorerst jedoch noch, ohne die Stellung des Spanischen ernsthaft zu gefährden. Noch bis zum 2. Weltkrieg wußten viele Juden, wo in Spanien ihre Wurzeln lagen; es gab eigene Synagogen für Madrileños, und Toledaner, für Mallorquiner und Portugiesen.

Diese blühende Gemeinschaft, die, in der Substanz unversehrt, viereinhalb Jahrhunderte überdauert hatte, wurde in den Jahren 1942/43 von der Vernichtungsmaschinerie des Nazi-Regimes ebenso brutal wie systematisch vernichtet.

*

Mit dem Einmarsch der deutschen Truppen in Saloniki am 9. April 1941 beginnt für die rund 45 000 Juden der Stadt ein langer Leidensweg, an dessen Ende für fast alle von ihnen der Tod in der Gaskammer steht. Die dazwischenliegenden Stationen: Willkür und Erniedrigung, Entrechtung, Enteignung, Zwangsarbeit, Folter; Ghetto, KZ und Deportation.

Es beginnt vergleichsweise harmlos. Zwar werden sofort alle judenspanischen Publikationen verboten, zwar erscheinen in der gleichgeschalteten griechischen Presse laufend antisemitische Hetzartikel, zwar werden die Spitzen der Gemeindeverwaltung verhaftet, zwar kommt es vereinzelt sogar zu Hinrichtungen; doch noch finden die Nürnberger Rassengesetze keine Anwendung. Die Zeit ist noch nicht reif: erst dreht es sich darum, die künftigen Opfer in einer prekären Sicherheit zu wiegen, ehe man sie zur Schlachtbank rührt. Der Oberrabbiner wird bei Wien für einige Monate interniert; man behandelt ihn gut, und seine Propaganda wird später viele der ihm Anvertrauten davon überzeugen, daß die Deutschen schließlich keine Unmenschen sind und daß man sich mit ihnen arrangieren kann. Diese erste Phase des Katz- und Mausspiels dauert über ein Jahr.

Plötzlich, im Sommer 1942, bricht jäh ein erstes Verhängnis über die Ahnungslosen herein: alle arbeitsfähigen Juden müssen sich versammeln, sinnigerweise auf dem "Platz der Freiheit", dem Zentrum der Stadt. Hier läßt man sie acht Stunden lang in glühender Sonne stehen. Wer eine Bewegung macht, und sei es, um sich den Schweiß von der Stirn zu wischen, wird herausgepiffen und muß unter dem Gejohle der Folterknechte bis zum völligen Zusammenbruch exerzieren. Schließlich wird der wartenden Masse eröffnet, daß sie zum Straßenbau zwangsverpflichtet sind. Nach wenigen Wochen ist ein Großteil der Zwangsarbeiter unter den unmenschlichen Arbeitsbedingungen zusammengebrochen. Die Gemeindeführung versucht das Unmögliche, und tatsächlich: gegen die Riesensumme von 250 000 Goldfranken, deren Verlust die Gemeinde wirtschaftlich an den Rand des Ruins bringt, gelingt es, die Freistellung der Unglücklichen vom Arbeitsdienst zu erkaufen

Doch dies ist erst der Anfang. Im Dezember 1942 begehen die Nazi-Schergen eine Barbarei, die selbst in den Annalen des Holocaust ohne Parallele ist: der riesige jüdische Friedhof im Herzen der Stadt, auf dem sich an die 300 000 Gräber drängen und dessen älteste Monumente aus den ersten Jahren nach der Vertreibung von 1492 stammen, steingewordener Ausdruck der Verwurzelung eines vertriebenen Volkes in

der Erde Thrakiens und Denkmal einer an bedeutenden Gestalten überreichen Geschichte, diese ehrwürdige Nekropole wird im Laufe des Monats Dezember 1942 dem Erdboden gleichgemacht: wo die Spitzhacke die vielhundertjährigen Grabsteine nicht zerstört, werden sie verbaut. Unter anderem bei der Errichtung eines Schwimmbads für deutsche Soldaten. Der den Lebenden zugedachte Vernichtungsplan genügt nicht; ein manischer Haß versucht zuvor noch, das Gedächtnis an die Toten zu tilgen.

Doch selbst dies ist nur Vorspiel. Das Entsetzliche rückt näher. Der Kelch der Erniedrigungen muß geleert werden bis auf den Grund. Anfang Februar 1943 trifft eine Sonderkommission des Sicherheitsdienstes ein. Der Auftrag: Durchführung der Nürnberger Rassengesetze und Vorbereitung der Endlösung.

Nun geht es Schlag auf Schlag. Die Juden werden zunächst gebrandmarkt und ausgestoßen. Sie werden aus allen Korporationen und Verbänden ausgeschlossen. Jüdische Handwerker müssen in einer Woche an die 90 000 Judensterne anfertigen, für jeden Bürger zwei. Jüdische Geschäfte sind zu kennzeichnen. Kein Jude darf abends die Straße betreten, keiner ein öffentliches Verkehrsmittel benutzen. Alle Telephone sind abzugeben, nicht ohne eventuell noch ausstehende Rechnungen beim Fernmeldeamt beglichen zu haben, wie der entsprechende Erlaß mit infamer Akribie vorschreibt. Zwei Ghettos werden errichtet, erstmals in der über zwei Jahrtausende langen Geschichte des Judentums in dieser Stadt. Alle Juden werden hier auf engstem Raum zusammengepfercht. Sie müssen innerhalb einer Woche mit peinlicher Genauigkeit ihr gesamtes mobiles und immobiles Vermögen beziffern und offenlegen; alle arbeiten an dieser komplizierten Aufgabe eifrig mit, immer noch mit der Hoffnung, man könne sich durch Wohlverhalten die Henker gewogen machen. Die Henker reiben sich die Hände: die bald darauf durchgeführte totale Enteignung verläuft umso störungsfreier und exakter.

Auf dem Gelände eines Lagers, das einst zur Aufnahme russischer Pogromopfer errichtet worden war, entsteht ein KZ: Spielwiese der Folterknechte und Vorkammer des Todes.

Am 14. März wird die Deportation angekündigt. Es gehe nach Krakau. so heißt es, in Polen solle man sich eine neue Existenz aufbauen. Immer noch wiegt der Oberrabbiner die bis zur Willenlosigkeit Gedeimigten in Sicherheit. Sie packen noch warme Sachen zusammen, für das rauhe polnische Klima. Einen Tag später beginnt der Abtransport, in hoffnungslos überfüllten Viehwaggons. Viele beginnen zu ahnen, was

ihnen bevorsteht. Doch haben sie sich allzulange trügerischen Hoffnungen hingegeben; zur Flucht ist es zu spät. Von nun an geht alle paar Tage ein Zug mit zwei- bis dreitausend Menschen auf die zehntägige Reise nach Polen. Wie viele von ihnen unterwegs erstickt oder verhungert sind, darüber schweigt die sonst so penible deutsche Buchführung des Todes; es war für die Buchhalter uninteressant. Insgesamt rollten bis August 1943 neunzehn Konvois mit 45 659 Menschen nach Birkenau – ein Tropfen nur im Ozean der Millionen, die von allen Enden Europas in die Gaskammern gekarrt wurden. Der industrialisierte Mord hat auch diese kleine, einzigartige Gemeinschaft zermalmt: die thrakischen Spaniolen. Mitte August kann der Sonderbeauftragte nach Berlin melden: Saloniki judenfrei.

Überlebt haben nur wenige: die rechtzeitig erkannten, was gespielt wird, und unter unsäglichen Mühen und Gefahren in die Berge oder nach Athen fliehen konnten; und die spanischen Staatsbürger. In den zwanziger Jahren hatte die spanische Regierung allen Spaniolen, die dies wünschten, den Erwerb der spanischen Staatsbürgerschaft ermöglicht, nach über 400 Jahren das erste Mal, daß sich Spanien um seine verstoßenen Kinder gekümmert hat. Nicht viele machten von dieser Möglichkeit Gebrauch. Die es seinerzeit getan hatten, kamen nun nicht nach Auschwitz, sondern "nur" nach Bergen-Belsen. Die meisten von ihnen haben überlebt; nach einer langen Odyssee, die sie über Barcelona und Casablanca nach Palästina führte, konnten sie 1945 wieder nach Griechenland zurückkehren. Entschädigt wurden sie von keiner Seite.

Kaum einer der Schergen und Henker wurde bestraft. Die Zerstörung des spaniolischen Volkes ist nicht gesühnt.

*

"Völkermord" ist nur scheinbar ein anschauliches Wort; in Wahrheit läßt sich dieser Begriff nur denken, nicht jedoch vorstellen. Da ist die distanzierte, klinisch konstatierende Kühle von "Genozid" im Grunde ehrlicher. Man kann das Unfaßbare nur e r f a s s e n ; f a s s e n kann man es nicht.

Jeder Mord trifft ein Individuum, Genozid eine Vielzahl von ihnen. Darüber hinaus zerstört er, zumal dann, wenn er mit dem eiskalten Perfektionismus der Endlöser betrieben wird, eine Kultur; er zerstört die vielfältigen Strukturen einer Gemeinschaft und die Formen, die sie sich zum Ausdruck ihres Lebensgefühls gegeben hat. Er zer-

stört eine Sprache. Genozid ist die letzte Konsequenz eines uniformierenden Denkens, eines Denkens, welches ein *Anderssein* nicht duldet.

Was der Holocaust als Ganzes bedeutet, kann kein Mensch nachvollziehen. Halten wir hier nur dies eine fest, was in Deutschland kaum jemand weiß, *in memoriam*: der Holocaust hat das "Jerusalem des Balkans" vernichtet; er hat damit das Spaniolentum, seine Sprache und seine Kultur, ins Mark getroffen. Obwohl in absoluten Zahlen viel weniger Menschen betroffen waren, war der Schlag gegen das Sephardentum weitaus vernichtender als der Schlag gegen die Ashkenazim. Während sich das Jiddische trotz allem behaupten konnte, liegt das Spaniolische seither in Agonie. Die Überlebenden des Holocaust sterben dahin; ihre Nachkommen bringen die Substanz nicht mehr auf, um dem Assimilationsdruck ihrer Umgebung zu widerstehen. Der Tag ist abzusehen, an dem in Griechenland das Judenspanische verstummt sein wird.

Da sitze ich nun, ein junger Deutscher, dieser Handvoll alter Frauen und Männer gegenüber und höre, was sie mir über ihr Leben erzählen. Natürlich kreist auch heute noch, vierzig Jahre danach, alles Denken um jene, die damals "nach Polen gegangen sind". Den Namen Auschwitz spricht niemand aus. Sie sind Überlebende einer Katastrophe, bis heute. Zum Beispiel jene Greisin, der die Nazi-Schergen die Tochter entrissen haben, ein siebenjähriges Kind, als es auf der Straße vor dem Haus Ball spielte. Es gibt Vergangenheiten, die sich nicht bewältigen lassen.